



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Heimatschutz : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nichts Abgeschlossenes und Totes ist, sondern ein lebendiges Stück der Gegenwart, und daß die Menschen, die heute dort wohnen, in hundert Zügen das Erbe ihrer Väter tragen, trotz der Jahrtausende, die dazwischen liegen. Das bleibt ihm, wenn er wieder daheim auf dem Katheder steht, und es wird, wenn er der Mann dazu ist, auch einen Abglanz in die Seele seiner Schüler werfen.

Aber noch mehr. Nichts ist geeigneter, die Hoheit des christlichen Sittenideals und der christlichen Weltanschauung klarer zu zeigen, als der Vergleich mit dem, was die edelsten Denker des Altertums in angestrengtem Forschen erstrebten und ahnten, ohne es zu erreichen, und nichts kann besser all den philosophischen Modethorheiten unsrer Tage, dem Atheismus, Pessimismus, Materialismus und wie sie alle heißen, entgegenwirken, als diese Überzeugung. Nichts kann besser schützen gegen den Vorwitz, als ob der Mensch, der es ja allerdings so herrlich weit gebracht hat, „bis an die Sterne weit,“ überhaupt fähig sei, bis in den Kern der Dinge vorzudringen, und mehr zur Bescheidenheit erziehen, als die Wahrnehmung, daß wir den tiefsten Problemen, dem Ursprung des Lebens, dem Wesen der Seele, dem Wesen der Naturkräfte heute genau ebenso ratlos gegenüberstehen wie die ionischen Naturphilosophen, und daß noch heute das Wort des Apostels gilt: „Unser Wissen ist Stückwerk.“ Nichts endlich kann wirksamer die Neigung bekämpfen, nach dem schlechten Vorbilde der französischen Revolution mit der Vergangenheit zu brechen und einen Neubau aufzuführen nach den Bedürfnissen und Launen des flüchtigen Augenblicks, als die Pflege des geschichtlichen Sinnes für den großen Zusammenhang aller menschlichen Dinge und aller Zeiten und die Pietät vor dem Gewordenen. Denn der Mensch ist nicht nur ein ζῷον πολιτικόν, sondern auch ein ζῷον ιστορικόν.



## Heimatschutz

(Schluß)



In seinem klassischen Buche „Land und Leute“ sagt W. H. Riehl: „Es ist eine matte Defensive, die die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wosern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen Waldbumfangs fordern. Die sozialpolitischen Gründe wiegen mindestens ebenso schwer. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Brauchen wir das dürre Holz

nicht mehr, um unsern äußern Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen umso nötiger sein. In unsern Walddörfern sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivirten Feldland. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwicklungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mit samt seinen Herrlichkeiten verbrenne wie Sardanapal. Der austudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die Männer der Zukunft. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffnen Universalismus der Geistesbildung nivelliren wollt. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen."

Als Niehl vor mehr als vierzig Jahren diese Worte schrieb, konnte er hinzufügen: „Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland giebt.“ Was hat in dieser kurzen Spanne Zeit der Vernichtungskampf, den das moderne Leben nicht nur gegen die Mauern, die Straßen, die Häuser unsrer Ahnen, sondern vor allem gegen die wilde Natur führt, hingemordet, in einem Umfang, wie es niemand damals nur von fern ahnen konnte! Und nicht nur die sogenannte „wirtschaftliche Erschließung“ sorgt dafür, daß bald auch der entlegenste Winkel deutscher Berge und Heiden nicht mehr für Hinterland im Niehlschen Sinne wird gelten können, sondern ebenso sehr die modische Reise-, Touristen- und Sommerfrischlerwirtschaft unsrer Zeit. Es liegt eine erschreckende Wahrheit in der Äußerung jenes Laufenburger Bürgers: „Entweder Fremde oder Fabriken.“ Die Spekulation der Gastwirte, mit oder ohne Unterstützung strebsamer Bürgermeister, bringt es zuwege, daß nirgends ein Wasserfall, ein schönes Stück alten Waldes, eine charakteristische Felsgruppe der Gier der Ausbeutungshelden entgeht. Aber wie bringt sie es zuwege! und um welchen Preis! Eichendorff singt:

Es duftet still die Frühlingsnacht,  
Und rauscht der Wald vom Felsenrand,  
Obs jemand hört, ob niemand wacht —

und so soll es sein! Wird aber erst überall die Lärmtrommel geschlagen, handelt es sich um nichts mehr, als um eine Reihe effektvoller Schaustücke

der Natur, für das große Publikum appetitirt, so ist es aus mit der jungfräulichen Schönheit der Erde. Für dieses Parademachen vor den Touristen sind leider auch die Forstbehörden meistens zu haben, und sie meinen etwas wunder wie lobenswerthes damit zu thun. Wie sollten sie auch nicht? Schreit ihnen doch die ganze Welt denselben Gassenhauer in die Ohren von der Beglückung durch Fremdenverkehr und dem Spekuliren mit Naturschönheit.

Noch vor gar nicht langer Zeit, wo der Harz und der Thüringer Wald schon von Großstädtern überschwemmt waren und in ihren besuchtern Theilen alle Widerwärtigkeiten aufwiesen, die mit dieser Ehre verbunden sind, schien der Schwarzwald noch kaum berührt von eigentlicher Fremdenindustrie. Jetzt hat auch hier die Pestilenz der sogenannten Kultur einen der fruchtbarsten Boden gefunden — einem Meltau gleich, der alles grünende, sprossende Gewächs überkriecht und krank macht. Wie im übrigen Deutschland, so auch hier, bieten sich Städte, Dörfer, Thäler, Berge als Aufenthalts- oder Kurorte in Zeitungsannoncen und auf bunten Prospekten, in Gasthäusern und auf Bahnhofen feil, zählen alle ihre Reize, materielle, ästhetische und „historische“ der Reihe nach auf, rechnen den Leuten vor, wie bequem, für wie billiges Geld das alles zu haben sei, für ein paar Stunden oder zu dauernder Niederlassung — kurz: die gemalten Dirnen, die auf jenen Anpreisungsbildern nicht zu fehlen pflegen, sind die völlig entsprechenden Aushängeschilder, um dies schamlose Treiben mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Statt schlichter Gasthäuser, die schlichten Reisenden erfreulich sein würden, überall geleckte Hotels, meist mit großstädtisch „gebildeten“ Wirten und großstädtischen Kellnern, damit den geehrten Besuchern nur ja nichts von dem gewohnten Sargon ihrer Lebensweise fehle. Und das alles nicht nur im Anschluß an vorhandne Ortschaften, sondern auch — nach dem garstigen Beispiel der Schweiz mit ihren Engländerkasernen und Lawntennisplätzen angesichts des ewigen Schnees — als Pensionen und Lustkurorte mitten in die Einsamkeit der Berge und Bergseen hineingebaut. Dazu dann natürlich rings umher promenadenartig gepflegte Wege, Ruhebänke, Pavillons und Aussichtstürme. Ruinen aber müssen, wenn nicht durch eine angeklebte Wirtschaft, so doch wenigstens durch eine Flaggenstange dem Empfinden der „gebildeten Gesellschaft“ näher gerückt werden. Ja kürzlich ist man in Schwaben so geschmackvoll gewesen, gar einen eisernen Aussichtsturm in das Burggemäuer des Hohenhöwen hineinzupflanzen, der dann zum großen Jubel der Umgegend feierlich eingeweiht wurde. Daß die üblichen Postkarten mit Bildern der Sehenswürdigkeiten nicht ausbleiben, versteht sich von selbst — die meisten so elend, daß sie für den Dien gerade gut genug sind, andre nicht schlecht genug zum wegwerfen, zu schlecht zum behalten, wie so unzähliges unter den Erzeugnissen unsrer Tage. Aber es werden ja schon eigne Albums für ihre Aufbewahrung angefertigt, und so ist ein segensreicher neuer Industriezweig gesichert.

Sicher klang das erste Klavier  
 Jedem willkommen, neu und erfreulich;  
 Heute, wie viele verzweifeln schier!  
 Nur die Mode macht alles abscheulich.

Dieser Vers der Fliegenden Blätter paßt genau auf alle diese schönen Dinge.

Natürlich gewordne, ordentlich, aber nicht elegant gehaltne Wege und mit Maß angebrachte Wegweiser sind gewiß im Gebirge wie im freien Lande willkommen. Wenn aber auf Schritt und Tritt schwarz auf weiß geradezu darum gebettelt wird, man möge doch nur ja diesen so und so bequemen, kurzen, mit schattigen Ruheplätzen versehenen Weg einschlagen, um den oder jenen Aussichtspunkt zu erreichen, auf dem natürlich ein Hotel oder eine Wirtschaft steht, so schießt das Interesse der Gastwirte, die auf ihre Rechnung kommen wollen, so fatal neben der Menschenfreundlichkeit her, daß unser Glaube vollkommen Schiffbruch leidet.

Eine der schmachlichsten Ausgeburten der Fremdenspekulation sind die Drahtseil- und Zahnradbahnen, die die faulen Vergnüglinge scharenweise auf die Höhen der Berge zu schleppen haben. Wenn schon das Treiben dieser Art in den Alpen, namentlich in der Schweiz, Ekel erregt, wo selbst die reinen Schneefelder der Jungfrau nicht mehr sicher sind vor den vermessenen Plänen der Ingenieure, so fällt in Deutschland, bei den um so vieles geringern Höhenverhältnissen unsrer Waldgebirge, jede Entschuldigung für dergleichen Unternehmungen weg. Die Bahnen auf den Drachensfels, den Neroberg bei Wiesbaden, den Niederwald, an dessen Fuße das reizende Pfmannshausen durch die Bahnanlage bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden ist, sind ebenso viele Schandflecke der deutschen Landschaft, und jetzt stehen gar noch Zahnradbahnen auf die Schneekoppe und auf den Brocken in Aussicht! Ein für allemal müßte auf deutschem Boden jede Höhenbahn ausgeschlossen sein, mit der niemand gedient ist, als dem Bruchteil der Menschheit, den man mit Zug und Recht Reisepöbel nennt, mögen die Sphären der Gesellschaft, aus denen er sich rekrutirt, so hoch oder so niedrig sein, wie sie wollen.

Ohne Zweifel wird es in den unzähligen Gebirgs-, Touristen- und Verschönerungsvereinen neben den notorischen Spekulanten nicht an Leuten fehlen, die es ehrlich meinen mit ihrer Naturfreude. Auch wird man dankbar anerkennen müssen, daß von dieser Seite wiederholt nennenswertes geschehen ist, um ein Stück schöner Natur zu retten. So hat vor allem der Hannoverische Gebirgsverein kürzlich auf einer Generalversammlung von Touristenvereinen einen Antrag eingebracht, der sich in dieser Richtung bewegt, auch ist der Vorsitzende mit dankenswerter Energie — wenn auch leider ohne verstanden zu werden — bemüht gewesen, die Feldmark Hameln vor dem Rasiermesser der Verkoppelung zu bewahren. Auch die Erhaltung des Petersberges im Siebengebirge, dessen schöne Gipfelinie eine Gesellschaft durch Anlage von

Steinbrüchen gänzlich zu vernichten drohte, verdankt man thatsächlich größtenteils den Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins, der durch Ankauf kleiner Parzellen an verschiedenen Punkten des Berges ein radikales Vorgehen der Industriellen vereitelte. Wenn nur dergleichen nicht so vereinzelt bliebe! Wenn sich diese Vereine nur entschließen wollten, den ganzen unleidlichen sports- und professionsmäßigen Apparat des „Touristentums“ samt seinem unglückseligen Namen über Bord zu werfen und sich einzig und allein auf Bestrebungen des Natur-, Denkmals- und Volkstumsschutzes zu beschränken, die ihnen segensreiche Arbeit in Hülle und Fülle geben würden! Bei geschlossenem Zusammenwirken könnte ihnen der Erfolg nicht fehlen. Statt dessen halten sie es für etwas Verdienstliches, ihren Mitmenschen en masse jedes Pünktchen Schönheit möglichst mundgerecht zu machen, an dem sich der Einzelne einmal erfreut hat, und vernichten mit allen ihren Zurüstungen auf Bequemlichkeit gerade das in der Natur, was jedem tiefem Menschengemüt Bedingung ist, um den Atemzug freier, echter Poesie überhaupt zu empfinden. Burgruinen mit komfortabel eingerichteten Restaurationen in oder neben dem Gemäuer, Wasserfälle und Aussichtspunkte mit Wirtshäusern oder Hotelpalästen in der unmittelbaren Nachbarschaft mag man in der Umgebung von Baden-Baden und ähnlichen Orten von europäischer Berühmtheit mit derselben Resignation ertragen, mit der man die Rigibahn oder das Treiben auf der Wengernalp erträgt. Aber die ganze Welt zuschneiden auf ein Netz von „Lustkurorten,“ die keine sind, zur Heilung nicht vorhandener Leiden, von Luxushotels zum Amusement für die verlebte, mattherzige Gesellschaft der großstädtischen Salons, von Kneipen für das Heer der Philister, denen es Spaß macht, ihren Kaffee oder ihr Bier mit Naturdecoration zu genießen, das ist eine Versündigung an dem edelsten, innerlich kräftigsten, in seinem Empfindungsleben noch ungebrochenen Teil der Nation. Der Trivialität der Menschen ist schließlich nichts gewachsen, nichts zu hoch, um Hand daran zu legen und es zu Grunde zu richten, sei es nun der lyrisch innige, gleichsam musikalische Zauber der deutschen Landschaft oder die plastische Schönheit Italiens. Es giebt Leute, die es alles Ernstes für ein erstrebenswertes Ziel halten, das ganze Harzgebirge in einen einzigen wohl-disziplinierten Park zu verwandeln. In Rom aber entwarf vor einigen Jahren ein italienischer Minister einen ausführlichen Plan, der nichts geringeres vorhatte, als das gesamte Gebiet der antiken Trümmer vom Forum Romanum bis zur Appischen Straße ebenfalls zu einem Riesenspark umzugestalten.

Es fehlt dann nur noch der Apoll von Belvedere in Frack und Glaceehandschuhen. Denn in der That, das Kostüm der modernen zivilisirten Gesellschaft ist der deutlichste Gradmesser dafür, wie herrlich weit wir es in der Unnatur und im Ungeschmack bei unserm „Forttschreiten“ gebracht haben. Ebenso feinfühlig als ergötzlich schildert Madame George Sand in ihrem Roman *Le péché de Monsieur Antoine* die Erscheinung eines befrachten Pariser Mode-

jünglings in ländlicher Umgebung — eine Äußerung verwandter Gesinnungen auf französischer Seite, die wir uns nicht versagen können, hier einzufügen. „Wenn das Kostüm der bürgerlichen Gesellschaft unsrer Tage das trübste, unbequemste und mißgestaltetste ist, das die Mode jemals erfunden hat, so treten seine Nachteile und seine Häßlichkeiten vor allem auf freiem Felde hervor. In der Nähe großer Städte ist man weniger empfindlich dagegen, weil hier das Land selbst künstlich zurecht gemacht, überall geradlinig abgeteilt, kurz mit samt seinen Pflanzen, Gebäuden und Mauern in einem systematischen Geschmack behandelt ist, der der Natur alle ihre Freiheit, alle ihre Armut nimmt. Man kann zuweilen den Reichtum und die Symmetrie solcher im höchsten Maße rationell bewirtschafteten Ländereien bewundern; wie man aber eine solche Gegend lieben kann, ist schwer zu begreifen. Die wirklich ländliche Natur ist nicht hier, sondern in Landstrichen, die, weniger ausgenutzt, eine gewisse Wildheit bewahrt haben; sie ist da, wo die Kultur keine kleinlichen Verschönerungen anzubringen versucht hat, wo es nicht überall ängstlich behütete Grenzen giebt, wo das Eigentum des Einen höchstens durch einen Stein oder ein Gebüsch von dem des andern abge sondert, dem Schutz von Treue und Glauben anvertraut ist. Die Wege, nur für Fußgänger, Reiter und Landfuhrwerk bestimmt, bieten eine Fülle malerischer Zufälligkeiten, die Hecken, ihrem natürlichen Wachstum überlassen, hängen in Gewinden herab, wölben sich zu Lauben und sind voll des Schmucks wilder Pflanzen, die man in Luxusgärten sorgfältig ausreißt. Die Armut vertrieht sich nicht schüchtern zu Füßen des Reichtums; im Gegenteil: lächelnd und frei breitet sie sich aus auf einem Boden, der mit Stolz ihre Sinnbilder trägt, die wilden Blumen und Gräser, das bescheidne Moos, die Walderdbeere, die Kresse am Ufer eines ungezügelt dahinfließenden Baches, den Epheu auf einem Felsen, der seit Jahrhunderten den Fußweg beengt, ohne daß die Polizei sich grämlich darum bekümmert. Jeder gemüthvolle Mensch liebt diese Zweige, die den Weg kreuzen, und denen der Vorübergehende ausweicht, diese Sumpflöcher, in denen der Frosch sich hören läßt, wie um den Wanderer zu warnen, eine wachsamere Schildwache als die, die vor den Palästen der Könige Posten steht. Diese alten, einstürzenden Mauern, die die Feldgärten umfriedigen, und an deren Begräumung niemand denkt, diese starken Wurzeln, die das Erdreich in die Höhe heben und Höhlen bilden zu Füßen der alten Bäume: all dieses ungezwungne Leben und Weben macht die echte, naive Natur aus und paßt so ganz und gar zu den ernstesten Zügen, der einfachen und schlichten Tracht des Bauern. Mitten nun in einer solchen herben und großartigen Umgebung, die die Seele in die Zeiten ursprünglichster Poesie versetzt, lasse man diese Schmarogerfliege, die man »Herr« nennt, auftreten, mit seinen schwarzen Kleidern, seinem rasirten Kinn, seinen behandschuhten Händen, seinen ungeschickten Beinen, und dieser König der Gesellschaft ist nichts mehr als eine

lächerliche Zufälligkeit, ein aufdringlicher Flecken in dem Gesamtbilde. Was wollen im hellen Sonnenlicht eure Trauerkleider, über die die Dornen zu spotten scheinen, wie über eine gute Beute? Euer lästiger und ungereimter Anzug erscheint hier bemitleidenswerter als die Lumpen des Armen; man fühlt, daß ihr nicht hineingehört in die frische Luft, daß euer Bedientenkostüm euch zu nichte macht." Was würde die geistvolle Frau gesagt haben, wenn sie das Fahrrad und nun gar „radelnde“ Frauenzimmer erlebt hätte!

„In unsrer alten Volks- und Standestracht, so schrieb vor einiger Zeit die Deutsche Tageszeitung, steckt und stat ein gutes Stück deutschen Sonder-, Standes- und Kraftbewußtseins, das zugleich mit dem Schwinden der Tracht geschwunden ist. Wo Brauch und Tracht noch zu halten sind, müssen alle wahren Volksfreunde dafür sorgen, daß sie nicht verfallen und verschwinden. In der Großstadt ist die Durchschnittsart und Dugendware zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. Auf dem Lande ist diese Herrschaft noch weniger fest gegründet. Deshalb kann und muß sie hier noch gebrochen werden, aber es ist hohe Zeit, daß man daran gehe, sie zu brechen. Sie beginnt schon recht bemerkbar in den Bauernhöfen und Herrenhäusern ihr Szepter zu schwingen und die Eigenart hinauszutreiben. Noch vor Jahrzehnten war ein stutzerhafter Gutsherr eine Erscheinung, die der allgemeinen Heiterkeit und Verachtung zum Opfer fiel. Heute sind die Herren, die in sackförmiger Jacke, in weiten Hosen, in Schnabelschuhen, mit Atemzwangskragen und Armbandkette auf dem Acker — vogelscheuchenähnlich — einherzuschlürfen, nicht gar so selten mehr. Daß die innere Ausstattung der alten Schlösser an gediegnem Ernst dem Geiste des Baues entsprechen müsse, galt sonst als selbstverständlich. Heute finden wir in manchem alten ehrwürdigen schönen Bau, dessen prächtige Gewölbe und dessen ernste Wände wie ein steinerner Protest gegen den modernen Tand wirken, die zudringliche, dem Wesen des Prozentums geradezu abgelauichte, an die Möbeltrödelbude gemahnende kunst- und geistlose Anhäufung aller Möbelarten, wie sie jetzt für modern gehalten wird. Und nicht anders im Bauernhause! Die alte Tracht des Vaters macht dem neuen Allerweltsgewande Platz. Den Kirchenrock ersetzt das »Ausgehejacket.« An die Stelle des Echten, Tüchtigen in der weiblichen Kleidung tritt das Uechte, Nachgeahmte, Tändelnde. Der Bauer im altväterlichen Abendmahlrock ist eine ehrwürdige, ernste Erscheinung. Im großstädtischen Gigerl- oder Durchschnittsanzuge hat er niemals etwas Ehrwürdiges, oft etwas Lächerliches. Wie tüchtig und kernig mutete nicht die alte Bauernstube an, mit ihren festen Stühlen, ihren mächtigen Truhen, ihrer ganzen, den kernhaften Bauernsinn widerspiegelnden Ausstattung! Heute haben schon hie und da mit der elenden »Causseuse,« auf der kein Mensch ruhen kann, ohne sich der Verkrümmungsgefahr auszusetzen, die Nippstühlchen Eingang gefunden, auf denen sich niederzulassen für einen einigermaßen gewichtigen Mann ein Wagnis ist. Man glaubt verpflichtet zu sein,

es den Städtern nachzuthun, und hält sich thörichterweise für etwas Geringeres, wenn man sich ihnen nicht anähneln kann. Das eigenartige, über einen Kamm geschorne, blutleere Durchschnittswesen, das jeder tiefer blickende für einen Schaden des Großstadttums ansieht, wird als Kennzeichen des Fortschritts und der sogenannten Bildung geachtet und nachgemacht. Wenn doch alle unsre Landleute erkennen wollten, daß die alten Bräuche und Trachten ein Stück moralischen Reichthums bergen, und daß die städtische Durchschnittsimpelei ein Beweis bedauernswerter innerer Armut ist! Je ärmer das Seelenleben eines Volks ist, um so einförmiger wird sein Außenleben, und umgekehrt. Aber noch mehr! Das Schwinden der Besonderheiten in Brauch und Tracht ist nicht nur ein Zeichen seelischer Verarmung, sondern bekundet auch Schwinden der Standesehre und Verlassen der Standesfreude. Der Landmann, der sich seines herrlichen Standes freut, der noch stolz darauf ist, das zu sein, was er ist, wird auch bemüht sein, das zu wahren, was ihn äußerlich von den andern unterscheidet. Die Sucht, im Gewand und im Gebahren etwas andres zu scheinen, wird ihm fremd sein und verächtlich erscheinen. Daher ist die Mahnung, die alten Eigentümlichkeiten des Standes: Sitten und Gebräuche, Tracht und Schnitt, Hausrat und Hauszier zu wahren, viel wichtiger und weiter reichend, als man auf den ersten Blick meint. Der Stand, der seinen Stolz einbüßt, der keine Freude an sich hat, ist im Niedergang begriffen. Wer also die Kennzeichen des Standesstolzes und so das Standesbewußtsein wahr, der wehrt damit dem Niedergange des Standes.“

Dem wäre nur noch hinzuzufügen, daß selbst die alte treffende Benennung „Bauer“ in Mißcredit geraten will. Man darf nicht mehr auf die Briefadressen setzen „Bauer,“ sondern muß sich zu den leeren Ausdrücken „Besitzer“ oder „Ökonom“ bequemen.

Wenn es so die heutige Gesellschaft mit all ihrem Treiben glücklich zuwege gebracht hat, daß das Naturwüchsigke, Gesunde in jeder seiner Äußerungen als das Überwundene, Geringe, Zurückgebliebne beiseite geschoben und auf den Aussterbeetat gesetzt wird, so werden doch dieselben Leute der neuesten Mode, wenn ihnen einmal von einem recht pikanten Stück übrig gebliebener Volkstümlichkeit zu Ohren kommt, wieder küstern, diese Naturmerkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Das Passionspiel im Oberammergau, dieser schöne, rührende Nest einer aus innigster Frömmigkeit gebornen Volkskunst, ist zum Sammelplatz für die Neugierigen aus aller Herren Ländern, ja aus allen Weltteilen geworden. Und jetzt, wo sich die Lockspeise an der einen Stelle reichlich bewährt hat, fängt man auch im Böhmerwald an, sich zu besinnen, daß man mit der religiösen Naivität in ähnlicher Weise ein Geschäft machen könnte. Im Oberammergau aber begeben sich die Darsteller der heiligen Personen zu ihrer Vorbereitung zu Münchner Schauspielern in die Lehre, und es wird alles aufgeboten, die Schaulust und die sonstigen Ansprüche der großen

Welt so vollkommen wie möglich zu befriedigen. Was ist nun damit gewonnen, daß diese wunderbare Blüte schlichten Volksglaubens in ihrer Abgeschiedenheit die Wandlungen der Zeit überdauert hat, wenn sie nur dafür lebendig geblieben ist, jetzt der Entweihung preisgegeben zu werden? Entweihung aber ist und bleibt eine theatralische Darstellung der Vorgänge, die der gesamten christlichen Welt, soweit sie diesen Namen verdient, noch heute ein Allerheiligstes sind, wenn diese Darstellung nicht lediglich aus dem Bedürfnis der Andacht hervorgeht und von allen — Darstellern wie Zuschauern — als Gottesdienst empfunden wird. Mit der Voraussetzung völlig unberührter, kindlicher Volksanschauung stehen und fallen diese Dinge. Freilich hat die Regierung dem Verlangen nach häufigerer als zehnjähriger Wiederholung nicht nachgegeben. Aber sie müßte weiter gehen: sie müßte ihre Erlaubnis zu den Spielen davon abhängig machen, daß nicht nur jede sachmännisch schauspielerische Einwirkung ein für allemal unterbliebe, sondern auch der ursprüngliche Rahmen der Zurüstungen in keiner Richtung überschritten würde. Fort auch mit allen Zeitungsankündigungen vorher und allen Reporterberichten hinterher! Nicht erleichtert, sondern so viel als irgend möglich erschwert sollte es werden, daß sich die Teilnahme von Zuschauern über den Kreis der ländlichen Bevölkerung der Umgebung hinaus ausdehnt! Sollten die Leute — was einstweilen wohl noch nicht zu fürchten wäre — über solchen Maßregeln, nachdem sie das Blut des Weltbeifalls und des Geldgewinns geleckt haben, die Lust an der Sache verlieren, so wäre nichts verloren, wenn sie unterginge. Trägt sie die Lebenskraft nicht mehr in sich selbst, so ist sie wertlos geworden, und besser, sie stirbt, als daß sie lediglich als Gaumentzettel für die Blasfirtheit weiterlebt.

Es kann überhaupt keinen verhängnisvollern Irrtum geben — mag er von Regierungsorganen oder von Gemeindebehörden oder von Vereinen „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ (diesen würdigen Seitenstücken zu den Heiratsvermittlungsbüreaus!) gehegt und gepflegt werden — als den: der Bevölkerung abgelegener, wirklich oder vorgeblich verdienstarmer Gegenden durch Steigerung des Fremdenbesuchs aufzuhelfen zu wollen. Denn es giebt keine unsolidere Grundlage für die soziale Wohlfahrt als das Rechnen auf Fremdenverkehr. Nicht nur daß die Fremden in die vorhandenen einfachen Zustände Elemente großstädtischer Verwöhnung und Verderbnis mitbringen, die gerade hier doppelt zerfetzend wirken müssen, wo das Unbekannte imponirt: auch die Unsicherheit des Erwerbs, die Entwöhnung von eigentlicher Arbeit, als dem Einzigen, worauf der Segen des materiellen wie des moralischen Gedeihens ruht, sind die gefährlichen Begleiter der veränderten Lebensform.

Als vor einiger Zeit gefordert wurde, Preußen solle der Insel Helgoland die gefährdete Düne und damit das Seebad erhalten, schrieb eine Zeitung: „Es wären dann — nämlich wenn die Sturmfluten alle Bemühungen des

Staats dennoch vergeblich machten — die Helgoländer gezwungen, zu dem Leben zurückzukehren, das sie früher geführt haben, als sie von andern Dingen als von dem Gelde der Fremden zu leben genötigt waren. Einst waren sie als Lotfen berühmt, fingen viele und vortreffliche Fische, und die Helgoländer Hummer kennt alle Welt. Aber jetzt giebt es dort längst keine Lotfen und Fischer mehr, und was sich heutzutage dort so nennt, ist Karrikatur, der Lotfenanzug mit Wasserstiefeln, Südwester usw. ist Maskerade, und der Helgoländer Hummer kommt ganz und gar nicht aus Helgoland, dessen ganze Bevölkerung einfach verfaulenzet ist. Denn sogenannte Arbeiten giebt es für sie eigentlich nur drei Monate im Jahr, vom 15. Juni bis zum 15. September, das heißt während der Badezeit, und dann besteht die Hauptarbeit im Geldeinnehmen.“

Und für Helgoland ließe sich noch einwenden, daß es sich bei seinem Seebad um ein thatsächliches Heilmittel, um eine außergewöhnliche Gelegenheit zu körperlicher Kräftigung handle. Wo ähnliches vorliegt, namentlich also bei eigentlichen Heilquellen, muß ja selbstverständlich jeder Versuch, beschränken zu wollen, was die Natur der Sache fordert, als thöricht und unangebracht zurückgewiesen werden. Aber was wollen die paar wirklich ersten Kurorte sagen gegenüber der Legion von Modeschöpfungen an Luftkurorten, Sommerfrischen und ähnlichen künstlich in Szene gesetzten Spekulationen, die zu nichts nütze sind, als eingebilbete Modebedürfnisse zu befriedigen und die ländliche Bevölkerung in den Dunstkreis städtischer Anschauung und Lebensweise zu ziehen! Wer es an einem ausgeführten Gemälde erleben will, wie in solchen Fällen der gleißnerische Schein Schritt für Schritt dem Abgrund näher und endlich in ihn hinein führt, der lese Roseggers Schilderung von der Prostitution eines Alpenthals in dem ergreifenden Buche „Das ewige Licht.“

Kann man denn nicht Dinge und Menschen lassen, wo sie hingehören? Ist man über allen Berwöhnungen, die die Fortschritte der Technik der Menschheit gebracht haben, so weichlich geworden, daß man nichts Dringlicheres glaubt zu thun zu haben, als die ganze Welt, alle Lebenskreise ohne Unterschied mit diesen Danaergeschenken zu beglücken? daß man die alte Wahrheit ganz und gar vergessen hat: „Reich ist nicht, wer viel besitzt, sondern wer wenig begehrt“? Die Weisheit des Delphischen Apollo lautete: „Nichts zu viel!“ Wir aber leiden an künstlich großgezognen Bedürfnissen, am „Zuviel“ in allen Dingen vom Größten bis zum Kleinsten. Ahnt man nirgends mehr die unausbleiblich nahende Nemesis, die jedem Zuviel, jeder Überfüttigung folgen muß? Versteht man nicht mehr die Lehre der Geschichte, die den Untergang aller üppig und faul gewordenen Völker in so erschreckender Weise predigt? Wo aber soll sich Lebenskraft neu erzeugen, wenn nicht in dem Teil des Volkes, der fern von der nun einmal unvermeidlichen Überreizung und Entfittlichung der großen Städte in harter, aber gesund erhaltender Arbeit, ja in der Schule mancher Entbehrungen aufwächst und erstarkt?

Nicht die neuen Erfindungen schmähen wir, wohl aber die Thorheit und Gier der Menschheit, die sich von ihnen beherrschen läßt, statt sie zu beherrschen, d. h. sich ihrer nur so weit zu bedienen, als es frommt. Man Sorge nur dafür, daß die Heimat, sei es die städtische oder die ländliche, wieder wahrhaft heimisch\*) werde, so könnte man viele Eisenbahnen sparen, denn das wirkliche Heilmittel für die Epidemie des Eisenbahnfiebers wäre gefunden. Wenn in Amerika mit Recht landwirtschaftliche Maschinen angewandt werden, um ganze ehemalige Prärien, die zu Getreidewüsten umgewandelt sind, auf einen Schlag abzuernteten, so ist das doch kein Grund, sie dem deutschen Bauer mit seinen paar Morgen Land anzupreisen. Er thut viel besser daran, die Leere mancher Stunde des langen Winters mit dem Ausdreschen seines Korns auszufüllen, wobei die Energie seiner Muskeln frisch erhalten wird, als vor langer Weile nach der nächsten Eisenbahnstation zu troddeln, um städtische Vergnügungen aufzusuchen. Der Takt der Drescher ist wohlklingende Dorfmusik im Vergleich zu dem unaufhörlichen, nervenquälenden Heulen und Summen der Dampfdreschmaschinen, das heutzutage in Herbsttagen nicht nur den Nachbar plagt, sondern sogar den Wandrer stundenweit verfolgt, wenn er in die Hörweite solcher Ungetüme geraten ist. Und so ließen sich tausend und abertausend Beispiele aus allen Lebensgebieten zusammentragen, die sämtlich bestätigen, daß wir zu blinden Götzdienern der Materie, zu Sklaven der Genüsse und Bequemlichkeiten geworden sind, die sich heute zahllos darbieten.

Es ist keine erfreuliche Darstellung, die wir gegeben haben, aber sie entspricht der Wirklichkeit. Die Welt wird nicht nur häßlicher, künstlicher, amerikanisierter mit jedem Tag, sondern mit unserm Drängen und Sagen nach den Trugbildern vermeintlichen Glücks unterwühlen wir zugleich unablässig, immer weiter und weiter den Boden, der uns trägt. Die sinnliche Lust hat jemand den Leichnam der Liebe genannt, der Liebe, die den ganzen Menschen bis in die innersten Tiefen des Gemüts ergreift, seine edelsten Kräfte beflügelt und ihn befähigt, das höchste zu leisten, dessen Keime in seiner Natur schlummern. Gerade so verhält sich unser heutiger Materialismus zu der Begeisterung

\*) Die an sich sehr dankenswerte Errichtung von sogenannten „Ansiedlungskommissionen,“ die den Zweck haben, gewisse Landstriche durch die Hebung des kleinen bäuerlichen Besitzstands neu zu beleben, wird in ihrem letzten Erfolg versagen, so lange das rein wirtschaftliche Element einseitig betont, alle idealen innerlichen Seiten aber außer Acht gelassen werden. Man glaube doch nicht, daß Leute, die man in moderne kahle Ziegelkassen sperrt, statt ihnen ein wirklich heimisch anmutendes Bauernhaus nach alter Art zu bauen, oder denen man alle alten Bäume in der Nähe, die etwa ihrem Gehöft Schatten und Traulichkeit geben könnten, nieder schlägt, um ein bißchen mehr Land zu gewinnen, jemals zu ordentlichen Bauern werden, die ein Heimatsgefühl an die Scholle fesselt. Niemals wird die Fabrik und alle Bauart, die ihr verwandt ist, ein solches Gefühl erwecken. Das Herz aber läßt sich nicht meistern und mit rationaler Musterhaftigkeit nicht sättigen.

früherer Zeit. Er ist nichts, so stolz er sich geberdet, als das Zeichen beginnenden Absterbens. Unsrer sinnlich gerichtete Über- und Afterkultur schlägt schließlich in Barbarei, in innere Verrohung um.

Das treueste Spiegelbild dieser Zustände finden wir in den hohlen und verzerrten Zügen unsrer unaufhaltsam sinkenden, zum Geschäft herabgewürdigten Kunst. Daß Mensch und Künstler eins sein, daß das Schöne auch das Gute sein soll, wird als ein überwundner Aberglaube verlacht. Was Gustav Freytag von der modernsten Litteratur sagt, daß sie nur vom Standpunkt des Bedürfnisses aus, Aufsehen zu erregen, zu verstehen sei, gilt gerade so von der Musik und den bildenden Künsten. Die Requisiten aber dieser Spekulation auf die Masse sind gemeine Sinnlichkeit, soziale Aufreizung und Wühlen in der Darstellung häßlicher Wirklichkeiten, seien es nun verkrüppelte Chausseeebäume oder fragenhafte Seelenzustände. Am harmlosesten scheinbar, aber umso sicherer verderbend tragen die Operettenmelodien samt ihren Versen all das Gift der Entfittlichung in das Volk. Sie sind durch und durch mit Frivolität getränkt, und Leierkasten wie Karussells, beurlaubte Soldaten aus großstädtischen Garnisonen wie Sommerfrischler und Handlungsreisende sorgen dafür, daß bis in die fernsten Winkel hinein das echte, treuherzige Volkslied durch sie verdrängt wird. Alle Bemühungen, das Volkslied in der Schule zu pflegen, sind ohnmächtig diesem Gegner gegenüber, der sich wie Ungeziefer in den Seelen festsetzt und einnistet. Ihm müssen die Lebensadern durchschnitten werden, wenn das Volkslied nicht ganz verstummen und absterben soll.

Unzählbar sind heute die Vereine und Verbände, die um der wichtigsten wie um der nichtigsten Zwecke willen gegründet werden. Ungeheure Summen werden in dieser Weise aufgebracht, oft gewiß zum Heil der Menschheit, aber vielleicht ebenso oft, um in Geringsfügigkeiten, in „Vereinsmeierei“ verzettelt zu werden. Keine einzige Vereinigung aber würde in ihrer Bedeutung schwerer wiegen, ist dringender nötig als eine Zusammenschabung aller Gleichgesinnten, denen es darum zu thun ist, deutsches Volkstum ungeschwächt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist, die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen. Denn hier und nirgends anders liegen die Wurzeln unsrer Kraft. Fahren wir fort, so zu wirtschaften, wie bisher, so werden wir bald ein ausgelebtes Volk sein, dessen religiöses Empfinden samt allen übrigen Kräften des Gemüts verdorrt oder verflacht, das keines geistigen Aufschwungs mehr fähig ist, keinen Dichter, keinen großen Künstler, überhaupt keine wahrhaft schöpferische Persönlichkeit mehr hervorzubringen vermag, höchstens in leerer Scheingröße fortvegetirt. Ja noch mehr: wir arbeiten den Ideen der roten Internationale mit unsrer Gleichmacherei geradezu in die Hände. Es ist bezeichnend, daß die Vaterlandslosigkeit fast ausschließlich in den Fabrikbezirken großgezogen wird. Was giebt es auch an vaterländischen Gütern besonders zu schützen,

wofür das Leben einzusetzen wäre, wenn jede Eigenart der Heimat in ihrem landschaftlichen und geschichtlich gewordenen Charakter, jede Volkstümlichkeit und Besonderheit in Wesen, Sitte und Erscheinung vertilgt wird? wenn dafür gesorgt wird, daß alle Reime schöpferischen Gestaltens, die einer gewissen Absonderung und Ruhe so gewiß zu ihrer Entwicklung bedürfen, wie das Saatkorn der Stille des Erden Schoßes, verkümmern müssen? Die elektrisch beleuchteten Mietkasernen, die Fabrikschornsteine, die Hotels und die Pferdebahnen sehen in dem modernen Rom gerade so aus wie in Berlin oder Newyork. Das Rennen und Hasten nach Reichtum und Wohlleben, die ganze Phrase der zivilisirten Gesellschaft in Tracht und Gewohnheiten ist dieselbe diesseits und jenseits des Ozeans. Wenn es weiter nichts mehr giebt auf der Welt als das, so ist die Frage erlaubt, warum man sich überhaupt noch bemüht, die Barriere aufrecht zu halten, die ein Staat dem andern gegenüber errichtet. Dann ist es doch das Klügste, den Vaterlandswahn abzuschütteln und die ungeheure lange Weile des Einerlei mit der Einführung des Volapük als Weltsprache zu besiegeln. Hier zu retten, durch energischen Zusammenschluß, durch Aufrüttelung der Geister, namentlich auch der Jugend, durch rastloses Bemühen einen Umschwung der allgemeinen Stimmung herbeizuführen und so auch auf die Gesetzgebung Einfluß zu gewinnen, durch Aufbringung großer, bedeutender Geldmittel, mit deren Hilfe allmählich ein Nationalbesitz unveräußerlicher, unantastbarer Heiligtümer der Natur und der Geschichte erworben werden könnte — es wäre die vornehmste Aufgabe für alle, die nicht Parteiatome sind, sondern Menschen mit einem vollen Herzen für die wahre Größe und Hoheit des Vaterlandes. Wer aber der Meinung sein sollte, daß man große Geldopfer für diese Dinge der Nation nicht zumuten dürfe, dem antworten wir, daß das deutsche Volk für Bier, Branntwein und Tabak, also für drei höchst fragwürdige Genussmittel, jährlich nicht weniger als drei Milliarden Mark ausgiebt. Auf den Gewerbeausstellungen darf jetzt nach neuester Mode ein Alt-Berlin, ein Alt-Dresden, Alt-Leipzig, ein Thüringer Dörfchen usw. nicht fehlen. Was man erst ruiniert hat, baut man hier aus Gyps und Pappe wieder auf, als Tummelplätze der Blasirtheit, und es fehlt nie an Geld für solchen Plunder. Denen aber, die in der redlichen Absicht, gottgefällig zu handeln, die einzig richtige Verwendung überflüssiger Kräfte und Gelder in der Erfüllung christlicher Liebesaufgaben, in Wohlthätigkeitsbestrebungen jeder Art erblicken, mag die neuteamentliche Erzählung von dem Weibe in Erinnerung gebracht werden, das das Haupt des Heilands mit „köstlichem Wasser“ salben will und von den Jüngern zurückgewiesen wird mit den Worten: „Wozu dienet dieser Unrat? Dieses Wasser hätte mögen teuer verkauft und den Armen gegeben werden.“ Die Antwort, die ihnen darauf von Jesus zu teil wird, sollte ein für allemal eine ähnlich beschränkte Auffassung, wie sie noch heute in sogenannten christlichen Kreisen zu Hause ist, zum Schweigen gebracht haben. Das hohe Recht, die

hohe Aufgabe, mit einem Wort der Idealismus des Schönen und Lieblichen auf der Erde in seinem untrennbaren Zusammenhang mit dem religiösen und sittlichen Idealismus ist hier für alle Zeiten in einer Weise beglaubigt und besiegelt, wie sie schlichter und schlagender nicht gedacht werden kann, und es ist betäubend, daß diese Wahrheit gerade auf konservativer Seite noch immer nicht in ihrer vollen Tragweite gewürdigt wird.

Dem Pfarrer Hansjakob in Freiburg im Breisgau ist es gelungen, einen Verein zur Erhaltung der Volkstrachten ins Leben zu rufen, der offenbaren Erfolg aufzuweisen hat. Seine Schrift über diesen Gegenstand enthält eine Fülle goldner Worte. Von der Volkstracht aber zu den überkommenen Sitten und Gebräuchen des Volkes und zu volkstümlicher Bauart\*), deren Wiederbelebung die unerläßlichste Forderung ist, wenn von der Eigenart deutschen Landes überhaupt noch die Rede sein soll, ist nur ein Schritt. Könnte nicht von dieser Stelle ausgehend die angeregte Bewegung sich ausdehnen, immer weitere Bogen schlagen, bis sie endlich, Nord und Süd umfassend, das gesamte Gebiet, von dem hier gesprochen wird, ergreifen und durchdrungen hätte? Sollte ein solcher Aufschwung thatsächlich vom Süden ausgehen, so wäre dies das größte Verdienst, das er sich um das gemeinsame Vaterland erwerben könnte. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Wenn in Sevilla daselbe empfunden wird, was in diesen Zeilen auszudrücken versucht wurde, so darf man Hoffnung haben, daß es endlich überall unter den Schläfrigen wach und lebendig werden wird. Ist aber erst das volle Bewußtsein davon vorhanden, was in unsern Tagen auf dem Spiele steht, so wird auch der unbeugsame Wille nicht fehlen, den Verwüstungen des modernen Nivellierungssystems um jeden Preis Einhalt zu thun.

\*) Es müßten vor allem, wie es auch vielfach schon geschehen ist, in allen deutschen Gegenden die bedeutendsten alten Bauten, Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude usw. genau aufgenommen und Konkurrenzplan für Pläne ausgeschrieben werden, die auf Grund solchen Materials das für jede Landschaft Charakteristische für Neubauten in Anwendung brächten, unter Berücksichtigung zugleich von angemessenen praktischen Einrichtungen, wie sie die Gegenwart erfunden hat. Sodann wären in den verschiednen Landschaften den ländlichen Maurermeistern Preise auszusetzen, die die Aufgabe, im Anschluß an jene Muster ein durchaus volkstümliches, den hergebrachten Charakter bewahrendes Haus zu bauen, am vollkommensten gelöst hätten. Wie dringend nötig es wäre, in erster Linie auf die völlig in Nüchternheit und Schematismus befangnen Baugewerkschulen Einfluß zu gewinnen, bedarf keines Wortes.

